

# Der Berner Maler Friedrich Kurz

Autor(en): **E.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 49

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645551>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ganz entstellte; eine tiefe Blässe bedeckte ihre Wangen, schwarze Schatten lagen um ihre Augen, die sie geschlossen hielt, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Als sie endlich wieder frei war, sprach sie als wäre nichts geschehen:

„Es warten Patienten auf dich, Hans, die nicht abgewiesen werden konnten.“

„Berta, du weißt doch, ich will ungestört sein, will niemand sehen,“ gab er ganz ruhig zur Antwort.

„Es ist die Frau, die du operierest vor den Ferien. . . .“

„Und wenn es die Kaiserin wäre!“ rief er, ungeduldig werdend.

Da sah ihn Lydia an: „Hans, meinetwegen darfst du doch wirklich nicht Kranke wegschicken. Geh, geh schnell, Liebster, Berta und ich bereiten bis zu deinem Wiederkommen alles fein her.“

Er küßte sie auf die Stirne, lächelte und sagte: „Du bist die Herrin hier, dir muß ich gehorchen, mein Lieb.“

Lydia und Berta blieben allein zurück. Während die Baronesse den Kaffeetisch in der Ecke rüstete, machte sich die andere an der Kaffeemaschine zu schaffen, die auf dem Anrichtetisch brannte. Lydia begann vom Fenster aus mit dem Mädchen zu plaudern, das ihr aber keine Antwort gab. Nun ging Lydia zu ihr hin, suchte ihre Rechte zu fassen, aber Berta entzog sie ihr. Es huschte etwas wie Traurigkeit über das Gesicht der Baronesse, als sie sprach:

„Ich glaube nun bald, Sie sind mir wirklich ernstlich gram, Berta? Was habe ich Ihnen denn getan, Liebe? Sagen Sie es mir, ich möchte alles gut machen, ich kann es nicht verwinden, Sie so feindlich zu sehen.“

Scheu wich jene zurück.

„Fürchten Sie sich vor mir?“

Jetzt öffnete Berta den Mund, sah ihr in die Augen mit einem kalten strafenden Blicke:

„Vor Menschen fürchte ich mich nicht, denn ich bin mit dem Herrn und der Herr ist mit mir.“



Der Schuster (1884).

(Nach einer Photographie des Verlages R. Piper & Cie. München.) Mit Bewilligung des Künstlers.

Es ist eine alte Erscheinung, daß uns große Künstler in dem Maße lieb und vertraut werden, wie wir ihren Entwicklungsgang studieren. Dies ist besonders bei Hodler der Fall; er pflegt in seinen Frühbildern jenes leichtfahlichen Realismus, der zum Verständnis seines spätern Schaffens die Brücke bildet. Das vorstehende Bild des Dreißigjährigen erfreut gleichermaßen durch die intime Interieurschilderung wie durch die gefühlswarme Erfassung der Figur. Die ganze Schusterbude samt ihrem Inhaber atmet eine wohlthuende friedliche Ruhe.

„Sie können mir also nicht gut sein? Auch nicht ein klein wenig?“

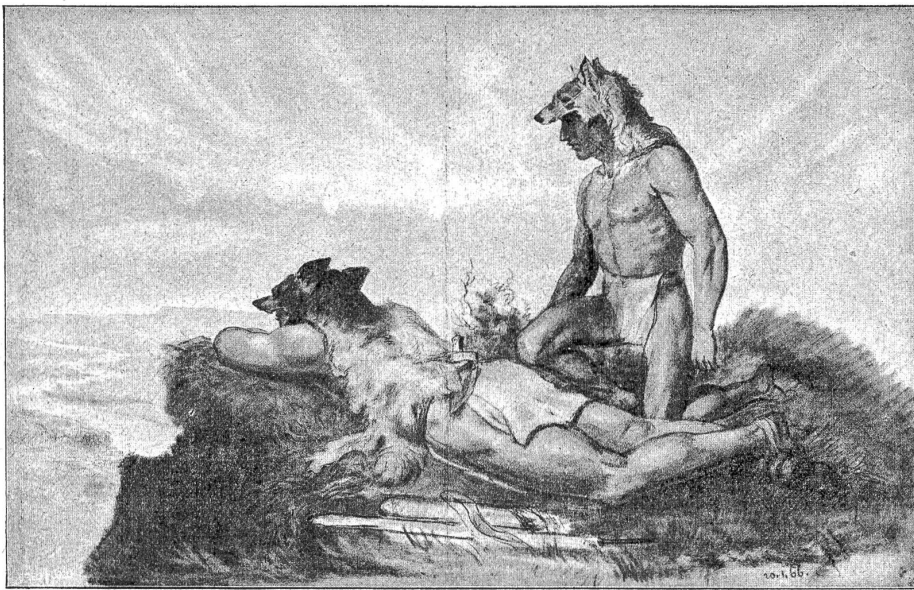
Langsam und ernst entgegnete ihr die Irre: „Was der Herr zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden! Ich weiß alles — alles. Ich weiß auch, daß die Magd des Herrn triumphieren wird über das Tier mit den sieben Stacheln und der feurigen Krone!“

(Schluß folgt.)

## Der Berner Maler Friedrich Kurz.

Als Alexander von Humboldt, der große Naturwissenschaftler und Erforscher des Orinocogebietes, 1839 in Paris weilte, wurde ihm der Besuch eines jungen Mannes angemeldet, der sich Friedrich Kurz nannte, aus Bern stammte und Maler zu sein behauptete. Humboldt gewährte die Unterredung; als er von dem Einundzwanzigjährigen genügend Auskunft über Reisegelegenheiten nach Amerika, über Sitten und Bräuche des braunen Volkes im Orinocogebiet

und in Mexiko gegeben hatte, fragte er nun seinerseits, wozu er denn alles das brauche? Da erhielt er auch eine Antwort, die ihn weidlich staunen machte, obschon er im „Atala“ des Chateaubriand und in den vor mehr als einem Jahrzehnt erschienenen Lederstrumpfromanen des James Fenimore Cooper manches gefunden hatte, was der Natur — und Indianerschwärmerei zu viel war. Er wolle bei den Indianern unverdorrene Körper studieren, er wolle



Suchsindianer auf der Lauer.

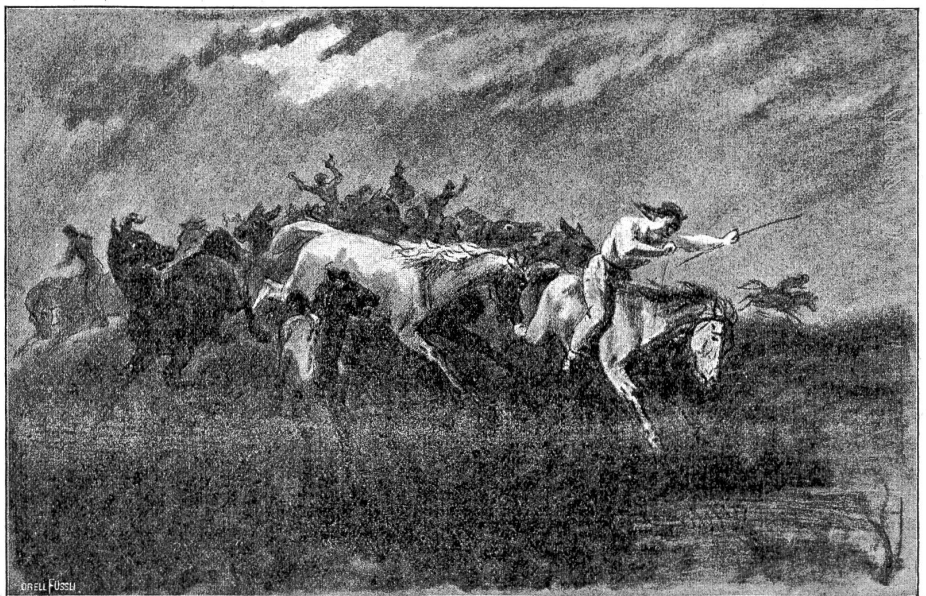
dort das klassische Ideal der körperlichen Schönheit wieder aufsuchen, weil im kulturverdorbenen Europa doch keine edlen, unverdorbenen Körper mehr zu sehen seien. Das war die Antwort des Berners; und davon ließ er sich nicht abbringen, so daß Humboldt nichts anderes tun konnte als ihm den Rat geben, nach Mexiko zu gehen.

Die Zeitverhältnisse und auch die Geldverhältnisse seines Vaters, der Kaufmann war, gestatten aber Kurz die Durchführung des Planes nicht sofort; es blieb ihm nichts übrig, als nach Bern zurückzukehren und dort bei Wolmar und Senn weiterzustudieren. Erst im Jahre 1845 konnte er abreisen; als er aber in Mexiko landen wollte, war der Krieg zwischen diesem Lande und den Vereinigten Staaten ausgebrochen, und so sah er sich gezwungen, nach New-Orleans zu fahren. Den Weg flußaufwärts fand er aber nur nach Ueberwindung mancher Hindernisse. Endlich war er aber doch oben in St. Josef, das nördlich von St. Louis liegt. Hier traf er die ersten Indianer. Er wurde in ihren Zelten gut aufgenommen; er selbst war so erfreut, am Ziel seiner Wünsche zu sein, daß er wie ein Mitglied ihres Stammes lebte und schließlich, um sie besser erforschen zu können, eine indianische junge Squaw heiratete. Er hat da lange vor Erland Nordenskjöld den Weg beschritten, der einzig ins Vertrauen der wilden Völkerschaften führen mag: er lebte als einer der Ihren. Sein Vertrauen vergalt man ihm aber schlecht. Die Indianer hatten die Ehe als eine reine Kaufehe aufgefaßt, die zu lösen jederzeit ihr Recht sein sollte. Als daher dem Ehemann die Güter fehlten, um Frau und Verwandten unaufhörlich Geschenke zu machen, brannte ihm seine Geliebte durch und ließ ihn mit nicht geringem Aerger und Zorn zurück. Seines Bleibens war nicht länger; er benutzte die erste Gelegenheit, um flußaufwärts zu reisen. Oben aber waren nur die Handelsniederlassungen der Pelzhändler, die auf jegliche Weise den Indianer ausbeuteten und zu-

grunde richteten. Der Berner entrüstete sich; in seinem Tagebuch finden sich scharfe Ausfälle gegen den Kulturschwindel, der die Indianer mit Schnaps, Tuberkulose und Cholera, von Schlimmerem nicht zu reden, verdarb. Die Gesellschaften waren aber Konkurrenten; jede suchte nach Kräften, die Indianer gegen die andere auszuspielen, und darunter hatte nun besonders Kurz viel zu leiden. Ein unglücklicher Zufall trug dazu bei. Im Fort St. Pierre herrschte die Cholera; ohne die geringste Vorsichtsmaßregel zu treffen, fuhr ein Warenboot aus dem pestverseuchten Nest hinauf nach Fort Berthold — und Kurz reiste mit. Das Unabwendbare geschah; in Berthold brach die Cholera aus und die Indianer wurden von der schwarzen Seuche hingemäht. Da machte sich der Agent der Gegenpartei die Anwesenheit des Malers zunutze; er wies auf ihn hin, nannte

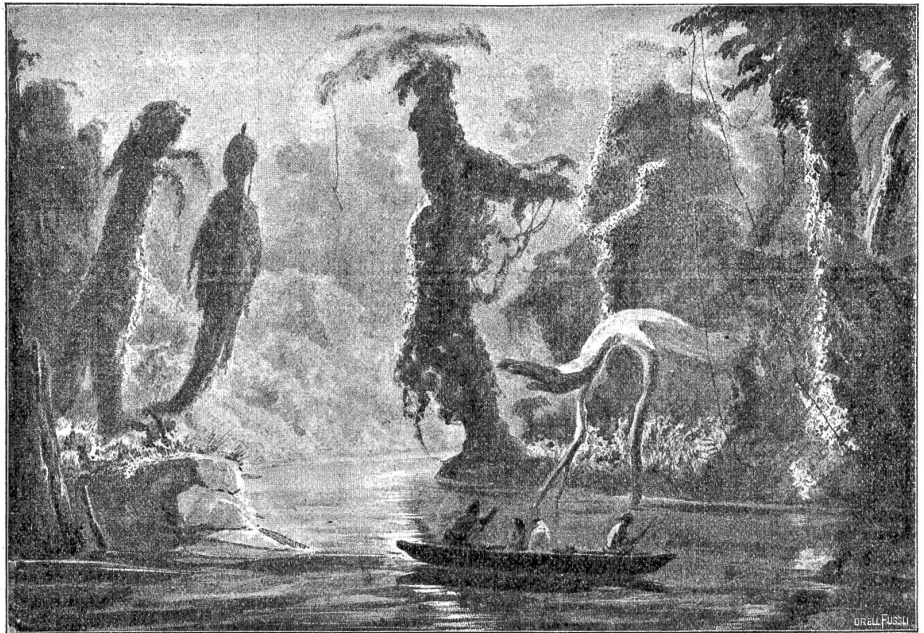
ihn einen Zauberer, der durch seine Zeichnungen die Indianer behexe und brachte es so weit, daß Kurz fliehen mußte, wollte er nicht Gefahr laufen, von einem feigen Pfeil aus dem Hinterhalt erschossen zu werden. Am 1. September ritt er mit einem nichtsnutzen Kanadier nach Fort Union vor; es war ein lebensgefährlicher Ritt durch das Gebiet der aufgehehten Indianer; aber das Wagnis glückte. Er blieb im Fort bis zum 19. April 1852; dann reiste er fort — heimwärts. Am 25. September 1852 traf er wieder in Bern ein.

Trotz seiner abenteuerlichen Jahre hatte er fleißig gearbeitet. Er wollte aber zunächst nur Material sammeln, das erst daheim zu größern Arbeiten verwendet werden sollte. Er hat denn auch ein ganz riesiges Skizzenmaterial heimgebracht. Das Kunstmuseum Bern birgt eine Masse feiner Zeichnungen, die meist in Sepia oder Kohle durchgeführt sind und als Gegenstand Tiere, indianisches Volksleben, indianische Akte haben. Vieles findet sich auch zerstreut in Privatbesitz. Seine Pläne aber zu vollenden, war



Steppenbrand.

ihm nicht gegönnt. Bern, das gerade damals die heftigsten politischen Kämpfe durchmachte, hatte wenig Verständnis für eine Indianer-Galerie, die Kurz malen wollte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als eine Stelle als Zeichnungslehrer an der Kantonschule anzunehmen; man mag sie übrigens dem Manne, der so ganz unbürgerliche Erlebnisse gemacht hatte und für ein damaliges Philologenherz grauenhafte Urteile fällte — „überhaupt waren die alten Griechen nur Indianer!“ sprach er einmal —, ungerne genug anvertraut haben. Als er im Jahre 1871 starb, hatte es das Schicksal gewollt, daß der Mann, dessen Sinnen in die weite Welt hinausgegangen war, zuletzt als ein ziemlich abgeschlossener und verhärmteter Mann gelebt hatte. Es besteht ein Selbstbildnis von ihm; er hat sich hier in Jägerkleidung neben einem schönen indianischen Rassepferd gemalt.



Mündung des Cahockiaflusses in den Mississippi.

Sein Tagebuch, das nur bruchstückweise herausgegeben wurde, enthält eine Menge guterzählter Abenteuer, steckt aber auch voll feiner ethnographischer Beob-

achtungen, die eine gründliche Verarbeitung wohl lohnen würden.

E. R.

Die Klischees zu vorstehendem Aufsatz stammen aus: „Schweizer Jugendbücher“ Bd. 11: Friedrich Kurz, Unter den Indianern. (Verlag Drell Füssli, Zürich).

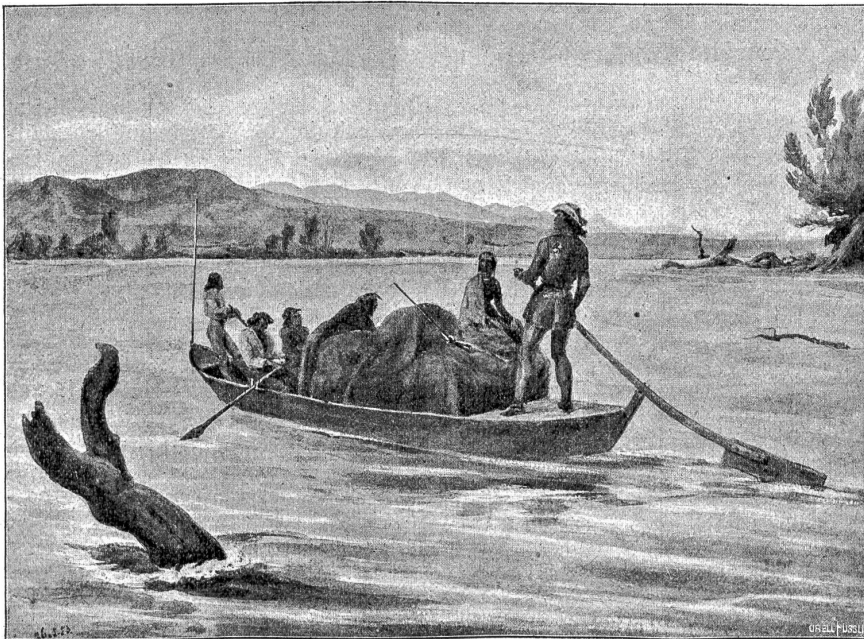
## Dor hundert Jahren.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

Ein sonderbares Zusammentreffen will es, daß auch genau vor hundert Jahren eine Teurung herrschte. Sowohl Ursachen wie allgemeiner Verlauf sind von den heutigen ganz verschieden. Während die heutige Lebensmittelteuerung durch den Krieg erzeugt worden ist, brach kurz auf den Friedensschluß nach Napoleons Sturz in England eine Krise aus, die auf das Festland übergriff und auch die Schweiz in Mitleidenschaft zog. Aber im Gegensatz zu heute waren

diese äußern Einwirkungen so schwach, daß sie keine stark spürbaren Erschütterungen erzeugt haben würden, wenn nicht politische Veränderungen im Landesinnern und schließlich ungünstige Witterungsverhältnisse mitgeholfen hätten. Die politische Neuordnung von 1813-15 hatte die bernische Staatskasse stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Staat hatte im „Leberberg“ eine Anzahl Güter liquidieren müssen und dabei 694,634 Fr. (alter Währung) eingebüßt. Wir müssen dabei in Betracht ziehen, daß die Bilanzsumme des Staates Bern noch in den Zwanziger Jahren kaum 3 Millionen betrug, gegen 23 Millionen heute, so daß heute also

ein Verlust von 5-6 Millionen ein gleiches Loch in die Staatskasse machen würde. Die Jahre, welche die Staatskasse mit diesen außerordentlichen Ausgaben belastet hatte, waren kaum vorüber, als die Fehljahre von 1816 und 1817 eintraten. Die Kriegsjahre 1813 bis 1815 hatten die obrigkeitlichen Vorräte der Zehtspeicher und Kornhäuser erschöpft, der endlich geschlossene Friede hatte dazu beigetragen, sich einer gewissen Sorglosigkeit in der Aeuftnung der Vorräte hinzugeben, die man vom In- wie vom Auslande her jetzt leicht wieder auf jede gewünschte Höhe zu bringen hoffte. Diese Zuversicht wurde schwer enttäuscht. Die Ursache, die in letzter Linie die Teurung verschuldete, war eine durch schlechtes Wetter verschuldete Mißernte in der Schweiz und in einem großen Teil von Europa. Trotzdem die Witterung dieses Sommers nichts weniger als lobenswert war, hält sie doch den Vergleich mit der von 1816 gut aus. Im Mai 1816 zählte man 25 Regentage — ein sonderbarer Wonnemonat! Nicht besser war



Owen Mackenzie fährt in sein Winterquartier.